

Eine kleine Sprachverwirrung

Autor(en): **Pfister, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 15

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wort aus den Sprüchen 31, 30 schrieb: „Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!“ wollte mir damals der erste Teil wenig einleuchten; heute habe ich die Wahrheit des zweiten reichlich erfahren: Gottesfurcht bildet heute noch das Fundament der Familie, damit auch des Landes. Wenn unsere Frauen diesem einen Herrn dienen, steht es um uns Männer nicht schlecht; denn sie holen sich täglich Weisung bei der höchsten Instanz.

Die geheimen Tugenden einer Frau bilden den vornehmern Schmuck als viel Gold und edle Steine. Es sollte unserer Jugend bewußter vorgestellt werden, in einer Zeit, da nichts Bestand hat, welsch hohen, wahren Wert die verborgenen Tugenden unserer Mütter, Frauen, Bräute und Schwestern darstellen, damit sie versteht, wie recht Ernst Moritz Arndt hat, wenn er singt:

„Ich weiß, was ewig dauert, ich weiß, was nie verläßt;
Mit Diamanten mauert mir's Gott im Herzen fest.
Ja, recht mit Edelsteinen von allerbesten Art
Hat Gott, der Herr, den Seinen des Herzens Burg
verwahrt.“

So spielt das verborgene Leben der Frau eine wichtige Rolle; das nämlich, was die Welt nicht sieht, was sie nicht geben, aber auch nicht nehmen kann. Und unter den geheimen Tugenden ist wohl die Treue eine besonders köstliche, dem Manne überaus wertvolle Eigenschaft; sie bindet unverrückt an gegebene Versprechen; sie hält sie heilig; sie bindet die Schweizerfrau in vielleicht ganz besonderer Weise an althergebrachte Sitten, an Bräuche und Gepflogenheiten, die von den Vorfahren herkommen; sie arbeitet beständig an dem echt schweizerischen Hochhalten der Überlieferungen und vertieft gesunde Tradition. Sollte nicht der Ernst der Gegenwart uns als Volks- und Lebensgemeinschaft zu erneuter Treue verpflichten, ob wir nun als Soldaten den Fahneneid schwören, oder aber als solche, die hinter der Front stehen, ihn im Herzen bewegen, im Sinne des Tadelwortes:

„Mir hei ne schöni Heimat.
Mir syn ere ne ganze Ma schuldig!“

Und welche Arbeiten warten jetzt dir, unbekannte Schweizerfrau, Aufgaben, die mit Hingebung und Opfersinn erfüllt sein müssen, wenn du jetzt deine Familie zu versorgen hast mit Nah-

rung und Kleidung für den Ernstfall. Du wirst nicht eigennützig anhäufen, aber sinnvoll rüsten für die bösen Tage und die magern Jahre immer mit Rücksicht auf den schwächern Bruder. Wie groß sind Opfer, die im Stillen gebracht werden von vielen Frauen, deren Männer zurzeit fern von zu Hause weilen. Doppelte Arbeit, oft schwere Sorgen sind das Los so mancher tapfern Frau, die allein und ungesehen Großes vollbringt, wie ja fast immer das Maß einer Frau und Mutter ein voll gerütteltes ist. Aber sie erfüllt es in schlichter Selbstverständlichkeit, als Frau im Alltag. Und dennoch eilen ihre Gedanken immer wieder zu denen, die nun fern von ihr eine auch nicht leichte Pflicht erfüllen; die Gedanken eilen zueinander, wenn auch die Ferne die Menschen trennt. Und sie tut ihnen Liebes und kein Leidens. Sie ist des Morgens die erste und des Nachts die letzte. Und die Augen der Magd sehen auf die Hände ihrer Herrin. So ist sie allen ein Vorbild tapferer Hingabe.

Auch ihre fernere Umgebung liegt ihr am Herzen; sie kennt die Nöte der Nachbarn, sie trägt die Lasten mit im Sinn der Devise: Einer für alle, alle für Einen.

Aber den innigsten Anteil nimmt die schlichte Gefährtin irgend eines unbedeutenden Mannes doch an dessen Arbeit. Sein Erfolg erfreut sie, wie jede Niederlage sie demütigt. Ihr Trachten geht nach Festigung und Vervollkommnung der Stellung ihres Gatten. Sie ist seine stille Mahnerin in Zeiten des Glücks; sie ist die mutige Staufacherin in Zeiten der Not. Darum steht auch die unbekannte Frau im Herzen der Thren wie eine Königin; sie halten sie hoch und wert und vergelten ihr öffentlich, was sie tut im Stillen und Verborgenen. Darum leuchten deine Werke, du stille, unbekannte Frau als wie Kerzlein in tiefster Nacht und erhellen mit sanftem Schein das Dunkel der Gegenwart. Von dir gilt, was Paul Gerhardt sagt:

Was hilft der äußerliche Schein?
Was ist's doch, schön und lieblich sein?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und scheut,
Das soll man loben weit und breit.
Die Werke, die sie hier verricht,
Sind wie ein schönes, helles Licht;
Sie dringen bis zur Himmelsport
Und werden leuchten hier und dort.“

E. Aeschbacher.

Eine kleine Sprachverwirrung.

Noch eins aus den Bergen. Wie ich abends vor der Rottalshütte ankam, saßen da zwei Berner

Führer mit grimmigen Gesichtern. Dabei lachten die Ebnefluh und das Gletscherhorn und die

Wände der Jungfrau, daß einem das Herz wie ein Gemsgiki hüpfen mußte. Die beiden Mannen aber qualmten, als wollten sie die leuchtende Herrlichkeit im Nebel ersticken und erwiderten meinen Gruß härbeißig und unwirsch. Ich setzte mich neben sie und schwieg. Schweigen ist oft die beste Art des Fragens. Richtig beginnt der eine (ich kann es leider nicht in der urchigen Berner Sprache wiedergeben): „Chäzerszeug! Morgen sollen wir mit zwei französischen Grafensöhnen und ihrem Hauslehrer auf die Jungfrau, und die blöden Hageln können ja gar nicht laufen! Alle Nägel haben sie verloren, die Grasaffen, und der Hauslehrer jammert bei jedem Raßensprung wie eine Kindbetterin, man solle ihm doch helfen, und die Bürschlein verstehen vom Klettern weniger als eine Geiß vom Handorgeln!“ Der andere faßte die ganze Flut seiner Gefühle in ein einziges, urchiges Wort zusammen, das er in langen Abständen hervorwürgte. Ich verschweige es hier.

Ich fragte die Führer, warum sie denn nicht einfach den Fremden erklärten, die Tour sei zu schwierig und gefährlich, sie kämen nicht mit. Das möchten sie ja eben, belehrte der wortgewandte Berner, aber die Sache habe einen Haken: Die Fremden können zwar schneideren wie ein Bergbach, aber nur in ihrer Sprache, und sein Französisch lange nur bis zum „Oui“ und „Non“, während sein Kamerad es nicht einmal so weit gebracht habe. Der also Geehrte stieß zur Bekräftigung ganz besonders giftig das Kraftwort aus, das zur Stunde seinen ganzen Sprachschatz auszumachen schien.

Zweihundert Meter hinter der Klubhütte ließ das französische Trio die Köpfe hängen. Nach höflichem Gruß in französischer Sprache wandte ich wieder die Beredtsamkeit des Schweigens an. Richtig schüttete der Erzieher den mißlichen Inhalt seines übergelassenen Herzens aus: Er wisse, daß er morgen das Genick brechen werde, sogar drei Genicke, worunter zwei gräßliche, die seiner Obhut anbefohlen seien, es sei ein Skandal, daß ihm ein sprachkundiger Reisebeamter diese höllische Expedition empfohlen und mit den Führern vereinbart habe; noch skandalöser sei es, daß es im Lande Pestalozzis noch erwachsene Menschen gebe, die aufs geratewohl zu jeder Frage abwechselnd „Oui“ und „Non“ sagen, höchstens etwa einmal „Oui, oui“ oder „Non, non“; ob dies die

ganze berühmte sprachliche Bildung der Schweizer sei? Dann erwachte der Nationalstolz und versicherte mit edlem Pathos, das Ehrgefühl eines Franzosen würde es unter keinen Umständen dulden, von Ausländern für feige angesehen zu werden; folglich sei die ganze Situation beklagenswert, impertinent, unmöglich, und die ganze Jungfrau könne ihm gestohlen werden, es gebe in Frankreich genug Jungfrauen, die lange nicht so gefährlich seien wie diese hinterlistige alte Berner Jungfer. In förmliche Wut redete er sich hinein, fand aber keinen Ausweg.

Die beiden Grafensöhne, bildhübsche Bürschlein von ausgezeichneten Manieren, begleiteten den langen Herzenserguß mit lebhaftem Gebärdenpiel, das zwischen Furcht, Entrüstung, Jörn Zweifel, Sorge schwankte, bis es schließlich in heroischer Todesbereitschaft zur Ruhe kam. Ihre Reden beschränkten sich auf „Oui“ und „Non“, genau wie beim Bereden der beiden Bergführer.

Es war mir ein Hochgenuß, den fremden Gästen in ihrer Sprache mitzuteilen, was die Führer gesagt hätten. Die Ehre Frankreichs bleibe unangetastet, auch wenn sie auf die Tour verzichten; daß die Schuhnägel ausgefallen seien, bedeute force majeure, einen Wink, ja Wachtspruch des Schicksals. Im Triumphzug begaben wir uns zu den Führern und klärten ihnen die Lage auf. Man schüttelte einander die Hände, strahlte einander an, und nun begann ein Festen, wie es die heimelige Hütte wohl noch selten erlebt hatte.

Nach ausgiebigem Schmaus des ausgezeichneten Proviants tat man dem köstlichen Wein alle Ehre an, wobei die Führer bewiesen, daß sie, wenn auch nicht der französischen Sprache, so doch dem französischen Wein volles Verständnis entgegenbrachten. Ihren Dank faßten sie in die schönen Lieder vom freien Alpenleben, vom Brienzer Burli und vom Breneli ab am Guggisberg. Der Erzieher hielt eine schwungvolle Rede auf das Land Pestalozzis und der Bergriesen, betrauerte die Schuhnägel und die Macht des Schicksals, und ließ die Schweiz hochleben.

Dann begaben wir uns hochbefriedigt zur Ruhe und schliefen, bis die holdselige Sonne mit warmem Glanz die Gipfel der Berge und unserer Nasen vergoldete.

Oskar Pfister.